

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 1 (1897)

Artikel: Ins Leben! [Fortsetzung]

Autor: Stegemann, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Beinhnte Fortsetzung).

Ser Zustand des Jünglings floßte ihm Be-
sorgnisse ein, denn er fürchtete, daß ein
lechter gewaltsamer Ausbruch der Leidenschaft zu erwarten
sei, eine Krisis, die heilsam aber gefährlich werden konnte.
Und er entschloß sich, heute abend noch an Frau Lienhart
zu schreiben.

Hans aber saß in seinem Zimmer und hatte die
Arme auf den Tisch gestützt. Die Fenster waren ge-
öffnet, und vom Balkon schwoll der Duft der Blumen
empor, die dort aufgehäuft lagen. Endlich raffte er
sich schwerfällig auf und schloß die Fenster wieder. Eine
reinere Luft herrschte im Zimmer. Aber Hans fühlte
sich so elend, ein Druck lag auf ihm und ein eiserner
Reif preßte ihm die Schläfen zusammen. Er grub sich
tief in die Kissen und zählte, zählte, von eins bis hun-
dert, wieder und immer wieder, bis er endlich in einen
starren Schlaf sank.

Als er seine Fenster geschlossen hatte, war das Ge-
räusch an Anna's Ohr gedrungen. Das junge Mäd-
chen war im Begriff gewesen, das Licht zu löschen. Ein
liebliches Vächeln flog über ihr Antlitz, und als es schon
dunkel geworden war in ihrem Mädchenszimmer, sprach
sie wie ein Abendgebet die Ode vor sich hin, die Hans
für sie übersetzt hatte, und ein herzlicher Ton war in
ihrer Stimme:

Ländliche Liebe.

Oft schon nahm der Gott der Hirten
Dies Gefild in Huld und Hut,
Schirmend meine schlanken Ziegen
Vor der Sommersonne Glut
Und vor rauher Stürme Wut.

Wo die Erdbeerblätter liegen,
Duftend steht der Thymian,
Schweifen froh des Geißbocks Schön'heit,
Fürchtend keiner Schlange Zahn,
Keines wilden Wolfes Nah'n.

Und der Gott läßt sanft erlönen
Seine ländliche Schalmey,
Wenn du, Liebste, hier gegastet.
Und das Echo spielt dabei
Leis' die gleiche Melodei. —

Glaube mir, die Sorge rastet
Fern von meinem frommen Herd;
Meines Feldes reichster Segen,
Was dein Herzlein all begeht,
Sei dir, Liebliche, beschert.

Hier im Thale, traut gelegen,
Am umbuschten Wiesenhang,
Blüht von deinen roten Lippen
Alter Märchen Zauberfang
Und verklingt den Wald entlang.

Süße Weine leicht zu nipp'n,
Unbehört von Troz und Streit,
Ist bei mir dir nur beicheden,
Wo in Waldseinsamkeit
Pan die schlanke Nymph'e freit.

Hier ist gut sein, hier ist Frieden,
Du und ich, wir sind allein,
Und dich krönt ein Kranz von Myrten,
Und wir wollen fromm und rein
Unser Liebe Hirten sein.

Achtzehntes Kapitel.

Der Park prangte in üppiger Fülle und die roten und weißen Kastanienblüten, die der Regen zerpräkt hatte, bedeckten einem Teppich gleich Nasen und Wege.

Verena schritt achtlos darüber hin. Auf der Brücke blieb sie stehen und sah in das Wasser. Ihr blaßes Gesicht schwamm auf dem unbewegten Spiegel, aber sie sah nur das schwarze Trauerkleid, das sie trug; und da sie sich doppelt einsam fühlte, sehnte sie sich nach dem Geliebten, dessen starker Geist ihrem milden Wesen so sehr fehlte.

Ein leichtes Rauschen in den Baumkronen weckte sie aus ihrer Versunkenheit, und als sie sich aufgeschreckt umsah, war ihr, als stände sie in einem wilbfremden Garten. Das Haus lag vereinsamt, Fenster und Läden im obern Stockwerk waren geschlossen und Verena glaubte erst jetzt zu bemerken, wie verwahrlost der Park war, Gras und Unkraut auf allen Wegen, Baum und Strauch verwildert und der Weiher versumpft. Und trotz der warmen Junisonne rann ihr ein leiser Schauer über den Nacken. Sie gieng den Pfad zurück, um Jungfer Beerlis liebe Stimme wieder zu hören.

Es war Nachmittag und die Tante saß in dem Klavierzimmer und las. Verena lehnte sich auf das Fensterbrett und sagte:

„Es ist so furchtbar einsam, Tante. Wenn nur Konrad hier wär.“

„Aber Kind, der ist ja vorgestern erst abgereist. Wir gehen ja bald wieder nach Zürich. In einigen Tagen.“

Verena sah einen Augenblick vor sich hin, dann sagte sie plötzlich: „Weißt du Tante, auf dem Friedhof an der hohen Promenade oder auf der Rehalp, da ist gut liegen.“

„Aber Verena, was sind das für Gedanken,“ rief Jungfer Agnes und nahm die Brille ab.

„Du mußt dich aufraffen, Kind. Sieh, du bist jetzt kein Mädchen mehr im halblangen Kleid und mit unzähligen Einfällen. Sieh in den Spiegel. Du mußt jetzt dem Leben ins Gesicht sehen.“

„Ich meinte nur — wenn mein Papa dort ruhte,“ erwiderte sie und blickte mit einem so schmerzruhigen Ausdruck zu Jungfer Beerli auf, daß dem Fräulein seltsam, fast feierlich zu Mut ward vor dem reinen, edlen Antlitz. Das waren nicht mehr die träumerischen Kinderaugen.

„Ach so, ich hab dich nicht recht verstanden.“

„Aber, das ist mein Papa ja doch nicht mehr“, fuhr Verena fort und sah gedankenvoll auf die Hände der alten Dame, die mit der Brille spielten.

Jungfer Beerli wußte nichts zu antworten und sie schwiegen. Die Stille währte eine Zeitlang, bis die Gartenthüre bewegt und geräuschvoll geöffnet wurde. Verena richtete sich hastig auf, „Mama Lienhart, um Gotteswillen, was ist Ihnen!“ rief sie gleich darauf und eilte der kleinen Frau entgegen, die blaß und atemlos auf das Haus zukam. Aber Frau Lienhart konnte nicht sprechen vor Aufregung, sondern stammelte nur:

„Ich reise, reise heut' noch.“

Jungfer Beerli hatte die Thüre geöffnet, und Tante und Nichte waren besorgt um die fassungslose Frau beschäftigt, die in einen Sessel gesunken war. Erst nach einer Weile antwortete sie auf die Fragen:

„Ich hab's vorher gewußt. Meine Ahnung hat mich nicht getrogen. Da hat mir Konrad geschrieben. Hier ist der Brief.“

Und sie reichte Verena das zerknitterte Schreiben.

Verena las und ließ dann das Papier sinken, indem sie sagte:

„Konrad schreibt ja nur, Hans sei nicht wohl, nervös. Und er glaube, daß der Einfluß der Mutter ihm gut thun werde und fragt, ob Sie vielleicht einige Tage nach Zürich kommen könnten.“

Sie reichte dem alten Fräulein den Brief, und auch dieses bemühte sich, die geängstigte Mutter zu beruhigen. Aber erst ihre letzten Worte thaten gute Wirkung. Sie sagte:

„Und dann, warum sollen Sie nicht reisen?“

„Mein Mann ist auf einer Inspektionsreise und kommt nicht vor der Nacht zurück, aber ich reise und zwar mit dem nächsten Zug“, erwiderte Frau Lienhart und durch den Entschluß gestärkt, wurde sie merklich ruhiger.

Auf einmal sagte Verena:

„Wenn wir nur mit Ihnen fahren könnten!“

Dem Ausruf folgte einen Augenblick Schweigen, dann aber flogen Frage und Antwort hin und her, und schließlich sagte Jungfer Beerli:

„Ob wir hier sitzen oder dort! Es ist ja nichts mehr zu ordnen. Wir wollen Sie begleiten.“

Verena aber fügte hinzu:

„Ich weiß, daß um vier Uhr ungefähr ein Zug nach Basel fährt. Es ist jetzt ein Uhr und ich hab' noch Zeit.“

„Zeit wozu?“ fragte Frau Lienhart.

„Wenn ich eine Droschke nehme, kann ich noch hinausfahren auf den Friedhof.“

Berenas Stimme zitterte, und die beiden andern wußten nichts zu erwidern. Sie verließ das Zimmer und eilte in das Arbeitsstübchen des Professors, an das noch niemand gerührt hatte. Nach einer Viertelstunde kehrte Verena zurück, blaß aber ruhig. Frau Lienhart gieng mit ihr, während Jungfer Beerli die Vorbereitungen zur Reise traf.

Als die Droschke wieder vor dem Hause hielt, waren alle Läden geschlossen, alle Thüren verriegelt, und die Kofferchen standen bereits auf der Treppe. Verena umfaßte noch einmal mit einem wehmütigen Blick Haus und Garten, dann lehnte sie sich in die Ecke zurück, und der Wagen fuhr der Stadt zu. Frau Lienhart wartete unter der Hausthüre und nahm die Schlüssel in Empfang, um sie auf den Schreibtisch ihres Mannes zu legen. Dann trug der Wagen, der Verena vorher an das Grab des Vaters gefahren hatte, die Frauen an den Bahnhof. Wie ausgestorben schien die stille Stadt, und Frau Lienhart fühlte, wie die furchtbare Angst um Hans wieder in ihr mächtig wurde. Der Zug fuhr ihr viel zu langsam durch den sonnigen Tag. Verena aber hatte die Augen geschlossen und ihre Gedanken waren zwischen dem Vater und dem Geliebten geteilt.

Um ein Viertel nach sieben Uhr kamen sie in Basel an. Jungfer Beerli hatte den glücklichen Einfall, von hier aus Konrad telegraphisch ihre Ankunft anzugeben. In langsam wachsender Qual verging Frau Lienhart die Zeit des Aufenthalts, und vergeblich bemühten sich Jungfer Beerli und Verena sie zu beruhigen. Sie weigerte sich auch einen Bissen zu sich zu nehmen und saß reglos im Wartsaal, die Augen auf die Uhr geheftet. Endlich, um halb neun Uhr rief der Portier die Strecke aus.

In der letzten, grauen Dämmerung fuhr der Zug langsam aus dem Bahnhof und als er zwischen den Bergen angelommen war und in der Thalrinne dem großen Tunnel zustrebte, war es Nacht geworden. Im Marthal krochen weiße Nebel und Frau Lienhart starre in tausend Ängsten auf das seltsame Treiben, als vermöchten die Schemen den Zug aufzuhalten.

„Wenn ich nur wüßte, was ihm ist! Aber er hat etwas. Wenn ich nur bei ihm wär“, wiederholte sie immer wieder. Und ihre Gedanken eilten dem Zug voraus in die unbekannte Stadt und in das unbekannte Haus, in dem ihr Sohn lebte. —

Hans Lienhart hatte den Tag nach dem Besuch Korinnas in dumpfer Betäubung verbracht. Er gieng in die Vorlesungen, und die freien Stunden verflossen ihm in gewohnter Weise, aber er that alles gleichsam

ohne seelisches Empfinden und ohne geistige Anteilnahme. Als er Anna begegnete und ihm das Mädchen für das artige Gedicht dankte, wußte er nicht, wovon sie sprach, und lächelte gleichgültig. Sie sah ihn erstaunt an und fragte ihn, ob ihm etwas fehle. Aber er antwortete zerstreut:

„Nein, nein, mir fehlt gar nichts.“

Dann gieng er weiter, und sie folgte ihm mit besorgten Blicken. Die Nacht war gekommen, und er hatte apathisch in seinem Zimmer gesessen, während das Zwiespiel sein Spiel trieb. Da hatte ihn Konrad besucht, aber auch diesem gegenüber litt er unter dem seltsamen Druck, und als der Freund sagte:

„Rapple dich auf, Hans. Wirs die Affaire hinter dich und sei ein Mann. Oder soll ich dir deine Mutter holen?“ antwortete er nur:

„Geh‘, laß mich allein. Ich bitte dich darum.“ Und sein Blick fuhr zerstreut über den Tisch. Da fiel ihm Berenas Bild ins Auge, das unter den Heften lag. Der Silberbeschlag des Ständers glänzte hervor, und er erinnerte sich, daß er es dem Freunde zugebracht hatte. Er zog es aus dem Versteck und gab es ihm, indem er langsam sagte:

„Ich hab‘ es dir schon lange geben wollen.“

Konrad aber entgegnete:

„Behalt‘ es, Hans. Es erinnert dich vielleicht an eine liebe Zeit und den guten Professor. Wir wissen ja beide, woran wir sind.“

Als Konrad sich entfernt hatte, war Hans auf den Balkon getreten und lang in der milden Abendluft geblieben, die auf den ersten regenlosen Tag gefolgt war.

Aber auch der neue Tag, der warm und sonnig aufgieng, lag schwer auf ihm. Und allmählich fraß sich ein dumpfes Verlangen in sein Herz, Korinna zu besuchen. Er wollte sie sehen. Um die Mittagszeit schllich er scheu um das Haus in der Seefeldstraße, um sich zu erkundigen, ob sie in der Stadt oder in Baden sei. Am Abend kehrte er dorthin zurück. Es wurde Nacht. Ein blässer Dunst strich über den See und verfieng sich an den Bergen. Die Sterne schimmerten weiß an dem hellen Himmel, und in dem Gehölz des großen Landgutes, an das Korinna Behausung grenzte, schlug eine Nachtigall.

Eine große, rote Laterne brannte über der Gartenthüre, und Lienhart wurde erst jetzt gewahr, daß das Haus, das wie eine Villa aussah, ein Wirtshaus war. Aber augenscheinlich befand sich kein einziger Gast in dem Erdgeschoß, das durch Gasflammen erleuchtet war.

Hans stand auf der andern Seite der Straße an das Gitter gelehnt. Zuweilen fuhr die Trambahn vorüber, dann und wann gieng jemand vorbei, sonst war es einsam in der Gegend, die von dem Verkehr der innern Stadt wenig verspürte. Langsam, aber mit

schmerzender Schärfe arbeiteten in Lienharts Kopf die Gedanken. Er sagte sich, daß die Sommeraison des Kurtheaters in Baden noch gar nicht eröffnet sei, daß Korinna also vor der Zeit übergesiedelt sein mußte. Dann erinnerte er sich deutlich, in dem Billet, das sie ihm vorgestern geschrieben hatte, gelesen zu haben, daß sie ihre Wohnung in der Seefeldstraße noch nicht aufgegeben habe. Er starrte zu den Fenstern hinauf, und plötzlich kam ihm die Frage, warum er denn hier stehe und warte. Und worauf wartete er denn? Er wußte selbst nicht, wie es geschehen war, aber auf einmal stand er an der Gartentür unter der Laterne. Er sah in den Garten hinein, der schwarz dalag, nur die weiße Bank leuchtete im Hintergrund auf. Ein heißer Strom flutete jählings aus seinem Herzen, und der dumpfe Druck der zwei letzten Tage löste sich in ein brennendes Thätigkeitsbedürfnis. Er wollte sie sehen, sie fragen, nein nicht fragen, er wollte sie nur sehen. Er hatte sie ja nie gefragt nach ihrem Leben, denn er war in seiner Leidenschaft aufgegangen, ohne Gedanken und Fragen für Korinnas Leben und Wesen übrig zu behalten. Aber jetzt wußte er, was seit gestern in ihm nagte und bohrte: die Frage nach ihrer Liebe und ihrer Reinheit. Und weil er glaubte, sich die Frage selbst beantworten zu können, weil er fürchtete, daß er sich weggeworfen hätte, lag es auf ihm, wie ein Altdruck. Aber jetzt jagte das Blut durch seine Adern und er öffnete die Thüre und trat in den Garten. Auf dem Nasen wurden seine Schritte gedämpft, und nun starrte er mit brennenden Augen zu den Fenstern hinauf, die auf die Veranda blickten. Sie lagen im Dunkel, aber die Haustür war geöffnet, und er sah bis in das leere Gastzimmer.

Auf einmal erhelltten sich die Fenster im ersten Stock, und er sah den Schatten einer weiblichen Gestalt hinter den Vorhängen. Da gieng er harten Schrittes auf das Haus zu und betrat den Flur. Eine Frau erschien im Rahmen der Thüre, aber er lüftete den Hut und sagte mit ruhiger Stimme:

„Guten Abend. Fräulein Lenky ist wohl zu Hause?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er die Treppe hinauf und klopfte an die erste Thüre. Eine Stimme, die aus einem andern entlegenen Zimmer zu kommen schien, rief herein. Es war Korinnas Stimme und er trat ein. Eine Hängelampe brannte, die Thüre, die in das Nebenzimmer führte, war geöffnet, und eben erschien die Schauspielerin auf der Schwelle. Sie stieß einen leisen Schrei aus, als sie ihn erblickte, und sie standen sich eine Weile wortlos gegenüber. Korinna fasste sich zuerst und eilte auf ihn zu, die Schlepppe ihres zerknitterten, hellen Morgenkleides hinter sich her ziehend.

„Ach du bist's, wie du mich erschreckt hast, du gärtiger Mensch.“

Und aufgereggt sprach sie weiter, aber ihre Augen waren unstat, und sie sprach nur, um ihn nicht zu Worte kommen zu lassen. Endlich wurde ihr der Blick, den der Jüngling unverwandt auf ihrem Antlitz ruhen ließ, unerträglich, und sie fragte:

„Was schaust mich denn so an? Weil ich das alte Kleid anhab'? Ja, siehst, wenn ich gewußt hätta', daß ich so hohen Besuch bekomma', dann hätta' ich halt meine Staatsrobe angezogen. Aber nun seß' dich. Komm, daher.“

Sie warf eine Menge Spitzen, Bänder und andere Toilettengegenstände, die den Divan bedeckten, in einen bunten Käuel zusammengeballt auf den nächsten Stuhl und drückte Hans in die Sofaecke.

„So, und nun sag', was soll ich holen? Ein Wein ist schon bei der Wirtin zu haben. Nicht? Gi, da hab' ich was Süßes. Schau her, das hat man mir heut' geschickt.“

Sie eilte an die Spiegelkonsole und holte ein schönes, zierliches Körbchen, das mit eingemachten, gezuckerten Früchten aller Art angefüllt war. Das bot sie ihm und lächelte ihn mit roten Lippen an, verführerisch und doch zugleich mit einem Schein von Angstlichkeit.

Hans war ihren Bewegungen gefolgt und sein Blick war flüchtig im Zimmer umhergeirrt, jetzt an den vielen bunten Schleifen haftend, die die Wände verzierten, dann die zahllosen Photographien streifend, die auf Konsole, Schränken und Tischen standen. Dicht vor ihm, auf dem Mahagonitisch lag ein Album in rotem Plüscheinband; über das strich er nervös mit der Hand. Und als ihm Korinna nun das Fruchtkörbchen bot, sah er ihr in die Augen und sagte:

„Man schickt dir also viele Dinge?“

„Natürlich, einer Künstlerin,“ antwortete sie und hielt ihm immer noch die Früchte hin. Als er nicht danach griff, setzte sie den Korb auf den Tisch und plötzlich den Kopf in den Nacken werfend, fragte sie mit veränderter Stimme:

„Du sithest so da, wie — ich weiß nicht wie. Was willst du denn?“

„Ich hab' dich sehen wollen“, erwiderte er und senkte den Blick, um die verräterische Feuchte zu verbergen, die ihm in die Augen trat. Mechanisch schlug er das Album auf und starrte auf die Bilder.

„Und warum machst du denn so ein Gesicht wie ein Leichenbitter? Hat dir dein Herr Leibbursch Moral gepredigt?“

Hans antwortete nicht. Da legte sie die Hand auf seine Schulter, beugte sich schmeichelnd zu ihm nieder und flüsterte: „Geh', sei doch mit so, du Tschaperl du! Du bist ja freiwillig wieder gekommen.“

Doch als sie den Kopf tiefer neigte, so tief, daß ihre Haare sich berührten, da warf sich der Jüngling plötzlich zurück und mit dem Finger auf das geöffnete Album weisend, rief er laut:

„Und die da, sind die auch freiwillig gekommen?“

Und dann sprang er auf und packte sie an den Handgelenken, und stammelte:

„Ich weiß, daß ich ein Narr bin, so etwas zu fragen.

Aber ich frage dich doch. Sag', bin ich nur dein Zeitvertreib gewesen?“ Sie riß sich los und antwortete:

„Ich glaub', du bist unsinnig. Willst du mir eine Scene machen?“ Hans atmete schwer und er fühlte, wie ihm das Blut nach dem Hirn drängte:

„Sag', Korinna, hast du nur mich geliebt?“

Sie lachte und versuchte noch einmal auszuweichen.

„Frag' doch nicht so dumme Sachen.“



Des Schweizer Soldaten Heimkehr aus der Fremde. — Nach dem Kupferstich von Sigmund Freudenberg, von Bern. 1745—1801.

Aber er hörte nicht, sondern zeigte auf die Photographien im Album hin und sagte:

„Es sind vielleicht Schauspieler, aber sie sehen nicht so aus. Oder Sänger? Und du willst mir nur nicht Antwort geben. Du meinst, das gieng' mich nichts an.“

„Das geht dich auch nichts an,“ fiel sie ihm ins Wort.

„Korinna“, schrie er auf.

Sie zupfte an den Bändern, die ihr Kleid zusammenhielten, und sah ihn ruhig an:

„Du thust wie ein Kind, Hans. Und ich hab' dich wirklich gern gehabt.“

Er lachte laut auf, riß ihre Hände empor und fragte noch einmal: „Nur mich, Korinna, nur mich?“

Aug' in Auge standen sie sich gegenüber, einander so nahe, daß ihr Atem sich mischte. Und endlich löste

sich ein Wort von den Lippen der Schauspielerin, während ihre Augen sich trübten. Sie sagte: „Nein.“

Da stieß er sie von sich und schlug die Hände vor's Gesicht und dann drang er auf sie ein mit geballten Fäusten wie ein Wahnsinniger und ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihn. Sie brach in einen lauten Angstruf aus und flüchtete um den Tisch. Das Fruchtkörbchen fiel zu Boden und die Bilderrahmen klirrten auf die Tischplatte. Aber plötzlich ließ er von ihr ab, tastete nach seinem Hut und taumelte aus dem Zimmer. Er verließ das Haus wie ein Flüchtlings und ein Fieberfrost quälte ihn, daß ihm die Glieder zu versagen drohten. Ein Aufruhr war in seinem Kopf; wie ein Aussätziger kam er sich vor, der kein Recht mehr hat an das Leben. Und er gieng der Stadt zu, ohne zu wissen, wohin ihn die Füße trugen; der Ekel fraß ihm am Herzen und schnürte ihm die Kehle zu, und als er vor dem Hause angekommen war, tastete er nach dem Schloß und konnte es nicht öffnen. Schritte wurden laut. Man hatte ihn gehört. Es war Anna. Sie öffnete und hob das Flurlämpchen, um ihm zu leuchten. Doch als sie sein Gesicht im Lampenschein erblickte, rief sie entsetzt:

„Um Gotteswillen, Herr Lienhart, was ist Ihnen?“

„Nichts,“ murmelte er und stieg die Treppe hinauf. Aber sie eilte ihm nach und faßte in der Angst seine Hand. Sie war kalt wie Eis und flog im Frost.

„Lieber Herr Lienhart, Sie sind krank. Ich will die Mutter rufen.“

„Nein, rufen Sie nicht, es ist nichts,“ sagte er, und entzog ihr die Hand. Aber sie ließ sich nicht abweisen, sondern erwiderte:

„Ich will Ihnen Licht anzünden. Soll ich Thee machen lassen?“ Sie waren in sein Zimmer getreten.

„Thee,“ wiederholte er, „nein, Fräulein Anna, mit dem Thee ist es nichts.“

Die Lampe brannte. Jetzt wandte sich das Mädchen um und sah ihn an und auf einmal schienen ihre Augen größer zu werden:

„Sie haben sonst etwas — keine Krankheit?“

Und als er nichts antwortete, fuhr sie stehend fort:

„Sehen Sie nicht so starr vor sich hin. Reden Sie doch. Ich will die Mutter rufen, ich weiß ja nicht, was ich Ihnen soll.“

Sie brach in Schluchzen aus.

Da antwortete er mit weicher Stimme:

„Es geht vorüber. Ich will nicht, daß Sie weinen. Nein, gerade Sie sollen nicht weinen. Gehen Sie nur ruhig fort. Sehen Sie, es ist ja wieder alles gut.“

Und er versuchte zu lächeln. Anna gieng, aber sie blieb auf der Treppe stehen und wagte sich nicht zu entfernen.

Hans war auf den Stuhl gesunken, der vor seinem

Arbeitstisch stand. Vor ihm brannte die Lampe und ihr Schein fiel auf Verenas Bild. Da brach plötzlich, von Anna's Thränen schon berührt, alles in ihm zusammen und er ergriff das Bild, preßte die Stirn dagegen und fühlte, wie die Thränen sein Gesicht überströmten. Und so einsam und elend saß er da, viel einsamer als einst in München, hinausgestellt ins Leben und um seine erste große Leidenschaft betrogen.

Ein Ekel vor dem Leben ergriff ihn, und als nun die Vergangenheit vor ihm aufwuchs, kam er sich gar erbärmlich vor. Er warf das Bild weg, denn ihm war, als besudelten es seine Lippen, und nun schämte er sich so tief vor sich selbst, daß ihm Worte des Abscheus auf die Zunge traten. Leer, zu Asche verbrannt, war alles in ihm, er hatte keinen reinen Gedanken mehr, wie von Gift zerfressen schien ihm sein ganzer Leib und sein ganzes Leben: Er konnte ja keinem Menschen mehr in die Augen sehen, und am wenigsten seinem Vater. Und jetzt sah er den Vater vor sich, mit dem grammvollen Zug im Gesicht und glaubte seine Stimme zu hören. Und dann sah er den Professor, wie er ihn im Leben gekannt hatte. Und wegen jener Schauspielerin war er nicht nach Colmar gefahren, als er im Sterben lag, hatte er seinen Eltern seit Wochen keinen Brief mehr geschrieben! Er stöhnte auf und fühlte, wie das Herz in langsamem, ruckartigen Stoßen schlug. Dann wurde sein Antlitz unbeweglich, und er öffnete die Tischschublade. Seine Hand tastete nach dem kleinen Revolver. Der Rost hatte Lauf und Trommel überzogen, und der Laufstock ließ sich nur mit Aufbietung aller Kraft bewegen. In der Schublade lagen noch zwei Kugelpatronen, das war alles. Er versuchte sie einzulegen, aber der Rost war im Wege. Endlich fand er zwei Kammeru, in die sie paßten, aber sie folgten nicht unmittelbar aufeinander, und er fürchtete, den zweiten Schuß nicht mehr abgeben zu können. Und jetzt kam ihm die Befürchtung, daß die beiden kleinen Kugeln nicht hinreichen könnten. Er legte die Waffe neben sich. Nein, nicht hier, nicht im Zimmer! Aber als er aufstand, ver sagten ihm die Knie und er fiel auf den Stuhl zurück.

In diesem Augenblicke rief Anna durch das Schlüsselloch: „Herr Lienhart, was machen Sie, soll ich wirklich niemand rufen?“ Da ergriff er hastig den Revolver und verbarg ihn in der Schublade. Aber Anna hatte das Auge am Schlüsselloch und sah die Bewegung. Sie konnte nicht erkennen, was sie bedeutete, aber eine furchtbare Angst ergriff sie und sie flog in wilder Hast die Treppe hinab. Da erscholl der schrille Klang der elektrischen Hausrücke und im Glauben, der Vater komme, eilte sie an die Thüre, riß den Riegel zurück und rief ins Dunkel: „Vater komm schnell, Herrn Lienhart ist etwas.“



Ein Schrei antwortete ihr und Frau Vienhart drängte sich herein.

„Ich will zu ihm. Wo ist mein Kind, mein Hans?“

Hinten erschien Konrad und sagte hastig:

„Schnell, Fräulein Sieber, es ist seine Mutter.“

Und sie hasteten die Treppe hinauf. Aber die Thüre war verschlossen, und die Mutter warf sich dagegen und bat mit schluchzender Stimme:

„Hans, ich bin's, Hans, mach' auf, mach' auf!“

Hans hörte den Ruf und erkannte die Stimme. Aber er war wie gelähmt und blieb regungslos.

Da rief Anna:

„Hier, durchs Nebenzimmer! Wir rücken die Kommode weg!“

Im Erdgeschoß wurde es lebendig, aber sie achteten nicht darauf, drangen in das andere Zimmer,

öffneten die Thüre, und Konrad schob die Waschkommode beiseite.

Hans hatte sich erheben wollen, doch als er seine Mutter erblickte, brach er vornüber in die Knie und stammelte:

„Mutter, Mutter, liebe Mutter!“

Konrad hatte die Thüre wieder geschlossen und führte das vor Aufregung bebende Mädchen die Treppe hinunter.

Frau Vienhart hielt den Kopf des Sohnes im Schoße und hatte beide Hände auf sein Haar gelegt. Sie flüsterte, während ihr die Thränen über die Wangen rollten:

„Nur ruhig, Kind, wein' dich aus, es wird alles wieder gut. Ich bin ja bei dir.“

Und er weinte wie ein Kind, bis er endlich stammelte: „Mutter, ich hab' dich ja so lieb.“

Leichter wurde ihm ums Herz, und ruhiger glitten die Gedanken durch sein Haupt, auf dem die Hände der Mutter lagen.

Im Wohnzimmer saß Anna, und Konrad stand sinnend am Fenster, den Blick auf das Mädchen geheftet, das seiner Mutter zögernd Aufschluß gab und erzählte, was vorgefallen war. Und als Konrad nach einer Weile hinausging, schlug Anna plötzlich die Arme um die Schultern der überraschten Mutter und stammelte:

„Ach Mutter, ich hab' dich ja so lieb!“

(Fortsetzung folgt).

Das Jesuskind.

Zum schlafenden Jesuskinde
Die heilige Jungfrau spricht:
— „Schon wehen die Morgenwinde
Und löschen der Sterne Licht.
Der Tag küßt deine Lippe,
Du solltest munter sein,
Sieh, hart vor deiner Krippe
Kniest schon der Sonnenschein.“

— Doch wie die Wasser so tief
Klein Jesus weiter schlief.

— „Warum schläfst du so lange,
Mein Kind, mein Kind, erwach'!
Es wird der Mutter bange,
Du bist so blaß und schwach,
Und mußt sie doch erlösen
Die große, sündige Welt,
Befrei'n vom Joch des Bösen,
Wie Gott es so bestellt!“ —

— Die Mutter weint geschwind
Erwacht das Jesuskind!

Isabelle Kaiser.

— „Die Kinder haben dich gerne,
Erwach', mein Engelchen,
Sie rufen dich von ferne
Und tanzen den Ringelreih.
Die Vögel zwitschern im Blauen,
Die Blumen duften so weich.
Wir wollen die Lilien schauen,
Die Lilien vom Himmelreich!“

— Doch wie die Wasser so tief
Klein Jesus weiter schlief.